

## Die Fähre

Autor(en):           Zoe Jenny  
Quelle:                Basler Stadtbuch  
Jahr:                 1997

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/4057051b-348b-4306-84bf-b903e8822aae>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

### Literatur

Zoë Jenny

## Die Fähre

Cora packt hastig ihre Windjacke vom Kleiderhaken und eilt nahe an der Wand entlang zur Schulhaustreppe, wo hunderte von schreienden und sich schubsenden Kindern wie durch einen Trichter zum Ausgang drängen. Im wilden Durcheinander, den Kopf gesenkt, als erwarte sie Schläge, zwängt sich Cora zwischen den Kindern hindurch auf den Schulhof. Das Geschrei der sich keilenden und Fusstritte austeilenden Schüler hinter sich lassend, nimmt sie mit kleinen, schnellen Schritten den Heimweg über die Rheinpromenade.

Vor wenigen Tagen hatte man ihre ältere Schwester Lore beerdigt, weil sie, so hatten die Eltern es ihr gegenüber erklärt, eine hohe Mauer hinuntergefallen war und sich beim Sturz das Genick gebrochen hatte. Seither liegen die Eltern in schwarze Kleider gehüllt zu Hause auf dem Sofa mit enttäuschem, abgewandtem Blick. Zwei Mal am Tag geht die Mutter ans Telefon, um den Kurierdienst anzurufen, der das Essen für Cora bringt.

Lore war damals immer stummer geworden. Jeder Tag schien ihr mit kaltschnäuziger Geste eine neue Falte ins Gesicht zu graben. Einmal war Cora zielstrebig und ohne anzuklopfen in Lores Zimmer eingetreten, hatte sich ganz nah vor sie hingestellt – sie reichte Lore, die zehn Jahre älter war, bis zum Bauch –, hatte zu ihr hochgeblickt und mit dem ganzen Ernst, den ein siebenjähriges Mädchen aufbringen kann, gefragt, warum sie denn nicht mehr reden wolle. Lore hatte ihren Pullover hochgezogen, ihn über Coras Kopf gestülpt und sie mit beiden Händen fest an sich gedrückt. Cora atmete die heisse Luft unter dem Strickpullover, und durch die Maschen sah sie Lores Notenständer zu-

sammengeklappt an der Wand stehen und die Violine verstaut im blauen Samt des offenstehenden Geigenkastens.

«Gehst du fort?» kam Coras überraschte Stimme unter dem Pullover hervor.

Aber Lore drückte ihre Hände nur noch fester an Coras Körper, so dass sie in der heissen Luft zu ersticken drohte und sich aus der Umklammerung fortriss.

Als man Cora ein paar Tage später schliesslich zu Lores Sarg führte, damit sie sich von ihrer Schwester verabschiedete, blickte sie ungläubig und fasziniert auf Lores Kopf, der geschminkt und wie ein Schmuckstück auf ein seidenes Kissen gebettet war. Cora beugte sich über sie und stellte sich vor, wie die Wörter wie Lebewesen in Lores weiss gepudertem Hals steckenblieben, im Dunkeln ihrer Halsröhre, und nicht weiterkämen, aus ihrem Mund heraus ans Licht. Aber tot war Lore doch deshalb noch lange nicht, und Cora wollte sie schon hinter dem Ohr kitzeln, um eine Reaktion zu provozieren, als ihr aus der Tiefe des Sarges dieser trostlos fremde Geruch entgegenschlug. Entsetzt rannte sie aus dem Raum und zupfte Mutter die ganze Zeit über am Ärmel und rief: «Aber das da drin kann nicht Lore sein!»

Schon seit Wochen scheint die Sonne ohne zu wärmen von einem festgefrorenen, blauen Himmel herab auf die Stadt. Cora hat jetzt die Hände in die Taschen gesteckt und zu kleinen Fäusten geballt. In der Luft liegt Schnee geruch. Der Uferweg ist mit quadratischen Steinen gepflastert, und Cora überspringt immer ein Quadrat, hüpfte mehr, als dass sie geht, und stellt sich vor, links und rechts des Quadrates sei ein Abgrund; und so setzt sie den Fuss immer in

die Mitte, überspringt wieder ein Quadrat, setzt den anderen Fuss auf, immer weiter, mit gesenktem Kopf, den Blick konzentriert auf diese Quadrate gerichtet, auf die kleinen Felder sicheren Bodens.

Der Wind trägt eine Handvoll braunschwarze, von der Kälte aufgerollte Kastanienblätter aus dem Unterholz auf den Weg. Mit einem trockenen Geräusch kullern sie die Böschung hinunter ins Wasser. Cora verfolgt mit den Augen ein Blatt, wie es, ein winziges Schiff, den Strom hinabtreibt und unter einer trägen Uferwelle verschwindet.

Cora bleibt unvermittelt stehen; die Fähre schlägt mit einem tiefen Glockenschlag an den Bootssteg, und etwa ein Dutzend Leute steigen in Mäntel gehüllt aus der Fähre. Dahinter, auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses, ragen über dem alten Mauerwerk die Münstertürme auf. Noch höher als die Münstertürme ist das Riesenrad, das alljährlich um diese Jahreszeit auf dem Münsterplatz aufgebaut wird. Im blendend grellen Herbstlicht zeichnen sich die Silhouetten der Leute ab, die in den Gondeln sitzen und von hoch oben über die Stadt blicken. An den Stahlverstrebenungen des Riesenrads leuchten die Lämpchen vergeblich gegen das Tageslicht zu einer bunten Sonne auf.

Der Fährmann wartet, an den Bootssteg gelehnt, auf Fahrgäste, die nicht kommen, während Cora über den Rhein blickt, über die grüne Schneise, die sie vom anderen Flussufer und von den Leuten trennt, die dort oben in den Gondeln sitzen. Kurzentschlossen betritt sie das Fährendeck und setzt sich auf die schmale, seitliche Holzbank. Mit einem Ruck stösst der Fährmann die Fähre vom Ufer ab. Drinnen in der Fährkabine legt er hastig das Ruder um, und das an einem über den Rhein gespannten Drahtseilkabel gehaltene Fährseil steigt tropfend aus dem Wasser.

Dort, wo die grauen Pfeiler der Mittleren Brücke von Wasser umspült werden, hat sich eine dunkelgrüne, glitschig aussehende Algen-schicht gebildet. Das Wasser hat sich vom Ufer der Kleinstadtseite zurückgezogen, und die Wasserpflanzen, die sonst wie Haare im Fluss schweben, liegen angeklebt und trocken auf den Steinen. An einigen Stellen auf den Deckplanken der Fähre haben sich langgezogene, schwarze Flecken gebildet, dort, wo

das Wasser am Holz nagt und die Planken morsch macht. Cora lauscht dem knarrenden Geräusch alten Holzes, während die Strömung die schrägliegende Fähre zögerlich über den Fluss schiebt.

Cora beugt sich über die Brüstung, um die Hand ins Wasser zu halten, so wie sie es immer zusammen mit Lore gemacht hatte. Sie hatten sich dabei vorgestellt, Wasserwesen würden sie an der Hand hinabziehen und in ihr unheimliches Reich holen. Lore hatte Geschichten von Fischmenschen erzählt, die unten auf dem Grund des Rheins wohnen, in einer Stadt, gebaut aus Sand und Fischknochen. Doch jetzt schaut Cora stumpf auf ihre Hand, die Kälte des Wassers kriecht ihr den Arm hinauf, und nichts geschieht, so sehr sie sich auch an Lores Worte und die aufgeregte Stimmung von damals zu erinnern versucht. Sie öffnet und schliesst die Hand, als wolle sie das Wasser fangen. Ruckartig zieht sie die Hand wieder heraus und steckt sie beschämt und nass in die Manteltasche zurück.

Aus dem Innern der Kabine ruft ihr der Fährmann zu: «Komm rein, willst du da draussen erfrieren?» Durch die kleine Schwingtür tritt Cora in die Fährkabine. Zwischen den beiden an der Wand befestigten Holzbänken steht ein kleiner Ofen, und in seinem Innern knackt die Wärme, die sich bis in die Ecken des Raumes hinein ausgebreitet hat. Der Fährmann sitzt neben dem Ruder am Fenster, von wo aus er den Steg beobachten kann.

«Da stehen wieder eine Menge Leute», sagt er wie zu sich selbst, holt eine Orange aus seiner Manteltasche, beginnt, das Steuerruder unter dem Arm eingeklemmt, sie zu schälen und die kleinen Schnitze nacheinander in den Mund zu stecken. Die Schalen lässt er auf den Ofen fallen, und Cora schaut zu, wie sie sich in der Hitze zu krümmen beginnen.

«Gehst du ganz alleine auf die Messe?» fragt der Fährmann neugierig.

«Nein, Lore wartet drüben. Wir gehen zusammen hin, wie jedes Jahr.»

«Wer ist Lore?»

«Meine Schwester, wer sonst», sagt Cora ungeduldig.

Der Fährmann nickt, betrachtet von allen Seiten den letzten Orangenschnitt zwischen seinen

dicken, kurzen Fingern, bevor er ihn in den Mund steckt.

«Vor ein paar Tagen hat sich eine junge Frau da runtergestürzt.»

Er zeigt aus dem Fenster auf die alte Pfalzmauer, eine rote, düstere Steinwand.

«Ich habe gerade angelegt, da sah ich, wie sie über die Mauer sprang. Der Körper prallte auf, dann war es still und nichts rührte sich mehr.»

Der Fährmann kreist mit der Hand über die Brust, als hätte er dort einen lästigen Schmerz wegzuwischen. Nach einer Pause fährt er fort:

«Kurz darauf fuhr ein Krankenwagen über die Brücke, die Leute auf der Messe rannten eilig zur Mauer, um zu sehen, was passiert war. Ich sah nur die Reihe nach vorn gebeugter Köpfe, als würden sie über die Mauer in eine Grube schauen. Einige rannten die Treppe hinunter. Es ging alles sehr schnell. Zwei Männer haben die Frau auf einer Bahre unter einer Woldecke weggetragen, und eine Viertelstunde später waren alle Menschen wieder fort.»

Die erhitzten Orangenschalen liegen eingerollt auf dem Ofen, der Geruch von Tanne und Zitrone liegt in der Luft. Cora trommelt mit den Fingern auf ihren Knien herum:

«Aber, ist sie tot?»

Der Fährmann lacht auf und schlägt sich mit der Hand auf den Schenkel: «Was glaubst du denn, was passiert, wenn man eine fünfzehn Meter hohe Mauer runterstürzt?! Natürlich ist sie tot», schnaubt er wütend, mit der einen Hand fest das Ruder haltend. Cora starrt auf die Knöchel seiner Hand, kleine rote Hügel. Kaum merklich neigt sich die Fähre in der kraftlosen Strömung zur Seite.

«Du lügst, niemals könnte das Mädchen deshalb tot sein. Es schläft nur, weil es müde ist», erwidert Cora und erhebt sich von der Holzbank.

Der Fährmann schaut sie eine Weile schweigend an. Cora kehrt ihm den Rücken zu, um nach draussen zu gehen, als er plötzlich hinter ihr steht und sie anfaucht, als hätte er nicht ein kleines Mädchen, sondern ein ganzes Bataillon von Feinden in die Flucht zu schlagen:

«Ich habe mich lediglich darum zu kümmern, dass das Seil nicht reisst!»

Draussen auf dem Deck blickt Cora den wartenden Leuten entgegen, die sich auf dem Boots-

steg versammelt haben. Kleine Kinder sitzen auf den Schultern ihrer Väter, triumphierend Ballons in die Luft haltend. Delphine und Krokodile schweben an den Schnüren. Ein Junge vergräbt sein Gesicht in einer rosa Zuckerwatte. Die Gesichter der Leute auf dem Steg und die alte Pfalzmauer dahinter rücken näher. Die Fähre schlägt mit einem tiefen Glockenschlag an den Steg. Ohne sich nochmals nach dem Fährmann umzublicken, steigt Cora zwischen den Leuten hindurch die Treppe zum Münsterplatz hoch. Immer lauter wird das Kreischen der Kinder, die auf dem Kettenkarussell durch die Luft geschleudert werden. Ihr vergnügtes Kreischen vermischt sich mit den schnellen, dunklen Bässen der Musik und den harschen Stimmen aus den Lautsprechern. Cora stellt sich vor das Riesenrad, eine aufblinkende eiserne Sonne.

Mit einer Metallstange wird die Gondel verriegelt, Coras Füße baumeln über dem Profilboden, und langsam hebt das sich drehende Rad Cora in die Höhe. Zuerst über die Messebuden und über die Kronen der Kastanien, über die Dächer der Häuser, hinaus über die Münstersturmspitzen, und immer weiter wird der Blick freigelegt über die Stadt und das hügelige Land dahinter.

Coras Blick schweift über das gegenüberliegende Flussufer, sie erkennt das Schulhaus, hinter dem sich das steil ansteigende Gebirge der chemischen Fabriken erhebt. Dazwischen liegt das Elternhaus. In den Fenstern leuchtet eine vorwurfsvolle Helligkeit. Seit sich Cora erinnern kann, war es im Haus still gewesen. Das Schweigen kam aus den Wänden und aus den Gesichtern der Eltern. Dann hatte Mutter Lore die Violine geschenkt, und sie wiederholte das Wort «Rampenlicht» täglich beim Essen. Lore spielte Violine, als wolle sie damit ins Schweigen hineinbohren. Wenn sie übte, hockte sich Cora mit Vorliebe auf die Türschwelle und blickte in ihr konzentriertes, ernstes Gesicht. Lore schickte die Musik wie ein grosses Geschenk ins ferne Zimmer der Eltern. Mutter schleppte eifrig Lehrer und Notenbücher heran. Bald darauf hatte Lore unter dem verständnislosen Protest der Mutter den Notenständer zusammengeklappt und an die Wand gelehnt. Mutters zornige Rufe zerschellten an Lores verriegelter

Zimmertür. Unüberhörbar entschlossen schritt Mutter durchs Haus. Schliesslich hatte sie mit der Begründung «Wer nicht arbeiten will, braucht auch kein Licht!» in einer raschen Aktion die Lampe aus Lores Zimmer weggeschafft und drehte von nun an beim Essen das Licht so, dass Lore am Ende des Tisches im Dunkeln sass. Monatelang hatte Mutter energisch an den Lampen gedreht, Birnen ein- und

ausgeschraubt, so dass im ganzen Haus die Wege Lores mit Schatten bedeckt waren.

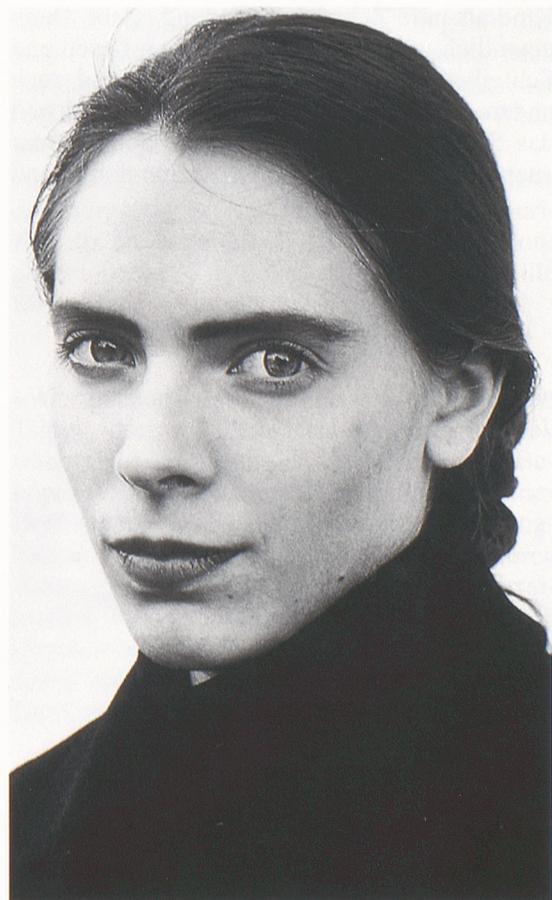
Die Gondel mit Cora bleibt pendelnd im Zenit der Riesenradsonne stehen. Die Fähre ist jetzt in der Mitte des Flusses angelangt, ein winziges Boot, und die Leute, die auf dem Vordeck wie Trauernde sitzen, scheinen zu winken.

**Dagmar Brunner**

## Zoë Jenny – Eine junge Basler Dichterin macht Furore

Die junge Frau mit den grossen blauen Augen wirkt fragil und schüchtern. Unauffällig bewegt sie sich im Raum oder sitzt wachsam auf ihrem Platz, ihr Fingerspiel verrät eine produktive Unruhe. Sie spricht schnell, mit heller, verhaltener Stimme, die Wortwahl ist schnörkellos, präzise. Ihr Anspruch an sich selbst sei «relativ unangenehm hoch», konstatiert die Schriftstellerin Zoë Jenny im Gespräch.

Im August 1997 erschien ihr erster Roman «Das Blütenstaubzimmer»<sup>1</sup>, und bis Ende des Jahres waren nahezu sechs Auflagen mit 60 000 Exemplaren verkauft. Zehn Verlage, darunter renommierte Häuser wie Gallimard (F), Mondadori (I) oder Simon & Schuster (USA) haben Übersetzungsrechte erworben, ein halbes Dutzend weiterer Anfragen liegt vor, eine Taschenbuchausgabe ist in Vorbereitung. Auch von einer Verfilmung ist schon die Rede. Drei angesehene Preise<sup>2</sup> hat Zoë Jennys Buch bereits erhalten und eine Rezensionsflut bis New York ausgelöst. Kaum eine Schweizer Zeitung, die sich den «Shooting Star» der Literaturszene entgegen liess. Doch die Jungautorin nimmt den Rummel gelassen, freut sich über den Erfolg, der ihr ermöglicht, zügig das nächste Buch in Angriff zu nehmen. Denn etwas anderes als Schreiben kann und will sie sich als Zukunftsperspektive gar nicht vorstellen. Das ist schon lange so – und kein Zufall.



Zoë Jenny. Δ